

Offener Schreibbrief von Philip Sauerampfer's Better, John Stramper.

Copyright 1888 by H. H. COLEMAN.



San Juan de Portorico, 24. Nov. '98. Mr. Editor. Das unsere Beus hier net mit die Nattis fertig werden könne, is gar lei Wunder net. Diese Fellohs hier in Portorico seibant die schlimmste Frazds, wo in die ganze Welt zu finne sein. Sie seie immer poleit and ätte immer, als ob sie es für die größte Honorar halte thäte, wenn die Amerikanos nur zu sie ischpreche thue, böt wenn einer Buisines mit sie thue will, denn thue se in alle Mal über die Köffel balbieren. Last Wiet sein der Körnel and ich in e Boot fische gegaunge and ben ein Nattio mitgenomme, um die Fisch zu karrie, wo wir kische würde, böt wir hen nix gestäht. Ich hen zwei Bottels Whistie mitgenomme, damit mer net verdurchte thäte, böt der Körnel and mei Nattio ware mit die zwei Bottels fertig, bevor mer e hinkel Fisch gefäht hatte and denn hat der Körnel gemeint, es wär Zeit, Home zu gehe. Well ich wollt das Boot denn an die Schorh zurückwulle, böt weil des e heisse Dschow war, so thue ich mei West ausziehe and dabei thut mei Watsch aus mei Pocket falle and ins Wasser. Ich hen e schöne Schrod gekriegt, wo meine feine Watsch beim Daibel war, böt der Körnel meinte, sie werte wohl mit der Zeit an Schorh treibe an wenn net, so fönt ich e Watsch billig kausen, er hätt in der Citie e Dschullerie Schorh geise, wo se die Watsches ahmlost für nix verkaufe thäte. Well mei Watsch is net mit der Zeit an Schorh gekomme and so bin ich nach e paar Täg mit mei Nattio zu dem Dschullerie Schorh, wo der Körnel sagte, man fönt e Watsch billig kausen. Ich hen e Watsch ausgepickt, wo mir huchte that and hen denn den Dieler geäst, was er vor se hawen wollt. So anfert er: „Manzia wesos.“ „No anfert ich, so viel will ich net bezahle, böt ebant 10 Pesos thäte ich für se gene“, and hen gebent er wird mich auslache. Böt infied thät er sei Budel trumm mache wie e Krag and anfert: „An Konfideration, daß Sie en Amerikaner seie, wo uns von dem spanischen Koch liberatib hawwe, seie wir Mörtichants von Portorico Willens, einies für Ihne zu thue. Ich thue an die Watsch 8 Pesos verliere, böt um Ihne zu bliese, will ich se Ihne für 10 Pesos lasse. Well ich hen gedent, des is e Bargin, so hen ich die Watsch genomme and hen mich befried noch bei ihm bedant für die Konfideration, wo er die Amerikanos zeige thät.

Stärkste hen ich die Watsch e paar Täg gehett, wen ich gefeide hab, daß se nix werth seie thät. Von Teimtiepen war gar lei Ned net and die Händ seie bald rechts and bald links herumgeleffe, als ob der alte Nid in die verdamnte Watsch stede thät. So sag ich zu mei Nattio: „Das thut nimmer, der Staundrel hat uns mit die alte Kartoffel fein geämet, böt wir wolle wal zu em hänge and ihm e Piesz roh unsere Meind gebe and ihm sage, daß er die Watsch ertschändliche mißt. Well, wo wir hinkomme, hen wer em denn unsere Schorie erzählt and ich ken em gesagt, er mißt wir ne annere Watsch gewwe, oder wir thäte ihn formurschalle lasse wegen Frit-Trierson an die Fußneiter Schläte. Well der Felloh hörte unser Komplänt an, mecht wieder e Budel so trumm wie e Krag and anfert: „Dschenteländ, die Watsch is abt reit, böt ich seh, Sie thue noch net anderständlich, mit e spanische Teimtiep uauene. Diese Watsch is sei tommon Watsch, wo se alle Täg kausen könne, böt e feine Konfideration Watsch, wo besser Zeit halte thut, wie der feinsche Chronometer. Befrieds hat se auch ein Umachment, was die Schwunde schläge thut, wenn Se uff her Botton presse thue. Sie müsse die Teim nur richtig abste können. Wenn für Inhanz der große Feiger uff 12 schteit and der kleine Feiger uff 10 and se schteit 3, denn is es ertellie 20 Minutis nach 7 Uhr and so is es mit die annern Schunden auch.“ Well, anfert ich, wer zum Teibel soll sich denn aus so en Teimtieping zurecht finne, ich hen lei Astroonomie net geschrib and alles, was ich will, is e Watsch, wo man wisse thut, was die Klad geschlage hat.“ So sagt er, er wollt se fixe, daß se den amerikanische Weg gebe thät. So anfert ich: „Nix reit“, and hen em die Watsch bagelasse, um se zu fixe and nach e paar Täg hen ich se wiedergesholt. Well se is denn auch e Wiet abt reit geioffe, denn is se schteie gebliebe and wollt nel mehr gehe. Well ich bin denn schudtia geworde and zu em hin and hen em gesagt, daß er e Frazd wär, wo sei Kostümers schteie thät and daß die Watsch net e Mal e Wiet geleffe and denn schteie gebliebe wär. Böt der Felloh lieh sich gar net aus sei Kauntendanz bringe and sag: „Ich weiß gar net, was diese Amerikanos wolle. Sie tomplähne, daß die Uhr nur e Woch geioffe and dann schillt geschlante is? Kausen Sie doch e Mal e Woch and seie Se zu, ob Se denn rei schillt schteie bleiw!“ Well, ich hen den Felloh angelut, ob er mich

fuhle wollt, böt er hat e ganz hirtös Fähr gemacht and hat reschuld, die Watsch böt zu nehme. Ich bin dann zum Körnel and hen em geäst, ob er den Felloh net fortmarkschalle losse fönt, böt der Körnel meinte, des thäte net angehe and wenn ich en in der Kori fuhre thät, so werd ich doch lei Reist net kriegen. Well, anfert ich, denn thu ich die 10 aus seiner Haut herauschlage, böt der Körnel meinte, des wär dänischer, weil der Dscheneral net gleiche thäte, wenn wir mit die Nattis seie thäte. Wo mer noch über die G'schicht dispujhted hawwe, komme zwei Beus vom ertste Trupp in mei Schänke and wo die geblöt hawwe, was die Mutter war, thät der Eine von sie äste, ob der Felloh auch e Puhnschupp hätt. „Schub“, anfert ich, „er hat abt Reinds von alte Tröd da and sei Schupp thut aussehe wie e Räuberhöhl.“ „Well“, sagt der Eine da, „John, wenn Du uns e Bittel von Deine beschte Whistie kriest, willsch, denn wolle wir treie, Dei 10 aus dem Felloh wieder heraus zu kriegen.“ „Nix reit, anfert ich, des is e Bargän“, and se seie denn los. Der eine von die Fellohs hat en alten Bissel gehett, wo einer von die Trommetis ihm gegete hat and wo nix mehr werth war. Mit sei Bissel is er denn los zu dem Storetieper and hat ihm gesagt, er wollt's pohne nur uff ne Schund und wolle er ihm druff lehne wellt. Well feinnelle hat er em en halbe Pesos druff geise and der Felloh is los.

Nach e Weil tommt der annere Felloh herein, macht e stäres Fähr and sagt, ob er em net e alle Bissel verkaufe fönt. Er hätt feins verlore and wenn er sei arder Bissel kriegt thät, so würd er fortmarkschall and idotgeschosse. Er thäte 20 Dollars gewwe, wenn er nur e annere Bissel kriegt fönt. Dabei thut er in sei Pocket lange and holt des Monnie heraus. Well der Storetieper sagt, er hätt eins, böt des wär nur gepant and er fönt's net verkaufe, böt er föllt in e mer Schund wiederkomme, denn wollt er sehe, was er thue fönt.

Well nach e halbe Schund tommt der ertste Felloh ritour, lat sei halbe Pesos uff den Kaunter and will sei Bissel wieder hawwe. So ästt ihm der Schorhtieper, ob er's net verkaufe wollt, er wollt ihm zwei Pesos dafür gewwe. Böt der Felloh anfert, er thäte net föhre, es zu verkaufe, except er thät e gute Preis bavor kriegen. Well se hen denn gebidert and gebidert, bis der Schorhtieper feinnelle 10 Pesos geoffert hat. Dann hats der Felloh ihm verkauff and is mit sei Monnie los. E Viertelstund später thut er in mei Schänke tomme, legt mir des Monnie uff den Kaunter and wollt vor Lade verplage, wie se den alte Frazd angeführt hätte. Ich hen die Beus reuffe gekriegt and ihne noch jede e Pesos ortta geewe and der smare Schorhtieper thät noch immer uff den annern Beu wart, wo ihm des alle verbeulte Bissel für 20 Dollars abtaufe soll.

John Stramper.

Unter Amors Maske.

Eine lustige Gaunergeschichte von Paul Blif.

Man weiß ja: Ist die Rache nicht daheim, dann tanzen die Mäuse auf Tisch und Stühlen herum. Als der Justizrath Lehmann abfuhr, prägte er es dem kleinen fischen Dienstmädel noch extra ein, daß sie gut Acht geben solle auf die Wohnung und seinem fremden Menschen den Eintritt gestatten dürfe. Kaum aber war der alte Herr abgefahren, da hatte die kleine Lotte, die so lange das unschuldige Gesicht von der Welt gemacht, auch schon wieder alles vergessen, was sie dem Herrn Justizrath gelobt hatte. Das lebensstille kleine Mädel that einen lustigen Zauscher, nahm das Häubchen vom Haar, band die weiße Schürze ab und machte dann sorgfältig Toilette, indem sie sich mit ihrem neuesten Kleide schmückte. Als dies geschehen war, trat sie musternd vor den großen Spiegel — oh, sie konnte zufrieden sein. Da schlug die Uhr neun, und da erschraf sie, denn jetzt mußte „er“ ja bald kommen. Schnell lief sie in die Speisekammer und trug auf, was sie vordand; dann holte sie eine Flasche Wein heraus, legte die beiden Servietten kunstvoll zusammen, stellte frische Blumen auf, und nach wenigen Minuten sah der Tisch so einladend aus, daß jedes verwöhnte Auge seine Freude daran haben föntte. Plötzlich schlug die Glode an. Lotte fuhr mit freudigem Schreck zusammen, — das konnte „er“ nur sein! — Schnell lief sie hinaus, um ihn einzulassen.

„Aber „er“ war es nicht, sondern die Bertha war es, eine Freundin, die sie vor einigen Wochen aus dem Tanzboden kennen gelernt und mit der sie sich dann nach und nach enger befreundet hatte, weil sie ein solides gebildetes Mädchen war. „Du mußt mir einen Gefallen erweisen, Lotte“, bat die Eintretende. „Wenn ich es kann, herzlich gern“, antwortete Lotte ein wenig kleinlaut und verberg ihre Enttäuschung über den unerwarteten Besuch, so gut es ging. „Du mußt mir für heute Nacht Quartier geben.“

Erzählung fuhr Lotte zusammen und starrte die Freundin an. „Du darfst mich nicht abweisen, Lotte!“ bat die Andere weiter, „ich habe mich mit meiner Herrschaft ertürt und bin sofort abgegangen; ich habe hier keine Verwandten oder Bekannten, bei denen ich bleiben föntte, und in einen Gasthof allein zu gehen, getraue ich mich nicht; also sei so gut und gewähre mir bis morgen früh Obdach, dann fahre ich zu meinen Eltern.“ Ein wenig verlegen antwortete Lotte: „Ich möchte Dir gar zu gern gefällig sein, liebe Bertha, nur trifft es sich gerade heute recht ungünstig, — meine Herrschaft ist nämlich verreist.“

„Aber um so besser!“ rief die Andere und kam ohne Weiteres näher, „da mußt Du mich unter allen Umständen hier behalten!“ Und Lotte, die jetzt nicht mehr gut nein sagen konnte, wurde immer verlegener und folgte besorgt der vorangehenden Freundin. Als sie im Speisezimmer waren, lächelte Bertha schelmisch: „Ach, Du hast ja für zwei Personen gedekt! — nun verhebe ich mich, weshalb Du mich zuerst abweisen wolltest! — aber sei außer Sorge, ich füre Euch nicht.“

Erzählung entgegnete Lotte: „Du kennst ihn ja auch, — der Medantier ist es, den ich damals beim Tanz kennen lernte, — er wird mich heiraten.“ Die Andere nickte. „Du brauchst auf mich keine Rücksicht zu nehmen, — zeig' mir nur, wo ich schlafen soll, — ich bin nämlich tobtüde.“ Nach und nach beruhigte sich Lotte, weil sie zu der Freundin festes Vertrauen hatte. „Du schläfst wohl am besten in dem Fremdenzimmer“, sagte sie, „da ist alles zurecht gemacht; komm' nur.“ Sie ging voran, und die Freundin folgte ihr.

Zwei Minuten später war Lotte wieder allein; es war aber auch die höchste Zeit, denn kaum eine Minute später schlug die Glode wieder an. Jaghaft öffnete Lotte. Diesmal aber war es wirklich der Erwartete. Mit einer stürmischen Umarmung begrüßte sie ihn. Lächelnd trat er näher. „Oh, schon herzlich gedekt! Ich habe auch einen Bärenhunger mitgebracht! Sind wir denn auch ganz ungestört?“ Lotte beruhigte ihn, verschwieg aber die Anwesenheit der Freundin. „Ihr wohnt recht hübsch“, sagte er, indem er durch die Zimmer ging und prüfend seine Blicke umherwandte, „alles geschmackvoll und reich, das muß man sagen.“

Mit Bewunderung sah Lotte zu ihm hin, — wie hübsch er ist! dachte sie, und was für eine schöne kraftvolle Figur er hat! Als er mit seinem Rundgang zu Ende war, kehrte sie zurück in's Speisezimmer und schenkte sich zum Essen nieder. „Wie gut man es doch haben kann“, sagte er, indem er tepper eifrig und trank, „wenn man solch ein hübsches, trauliches Heim bewohnt.“

„Lach nur“, tröstete sie ihn, „auch wir wollen uns ein gemütliches Heim einrichten, und dann laß ich Dir alle Deine Liebingsgerichte, so daß Du Dich auch wohl zu Hause fühlen sollst.“ Er lachte, umfaßte und küßte sie, so daß sie ganz glücklich war und in seinen Armen alles vergaß. Dann aßen und tranken sie, plauderten und scherzten und küßten sich bei jeder Gelegenheit. Plötzlich sagte sie, daß ihr der Kopf so schwer werde und eine stetig zunehmende Müdigkeit sie besalle. „Der Wein wird Dir wohl zu schwer sein“, tröstete er sie und sah sie mit verhöfentem Lächeln von der Seite lachend an.

Sie aber nickte nur und sant müde in seine Arme, an seine Brust. In demselben Augenblick preßte er sie an sich, und zwar so, daß er mit einer Hand ihre beiden Arme fest zusammenhielt, dann holte er mit der anderen freien Hand einen Ankel aus seiner Rocktasche und steckte ihr den in den Mund, alsdann preßte er ihre beiden Hände durch eine Spange zusammen, und ebenso dann auch ihre Füße, so daß sie eine Minute später gefesselt und hilflos dalag. Mit entsetzten Augen starrte sie ihn an; der Schreck hatte sie sogleich wieder zu Besinnung gebracht. „Du brauchst gar nichts zu befürchten, mein Schatz“, tröstete er sie mit diabolischem Lächeln, „Dir geschieht rein gar nichts zu Leide, ich will nur Deiner Herrschaft ein wenig von dem Ueberfluß wegnehmen, der sich hier so prägnant breit macht.“

Bittend hob sie beide Hände empor, so gut es eben die Fesseln gestatteten, und mit bittendem Wid fluchte sie ihn an. Er sagte höhnlich: „Wer ich bin, möchtest Du wissen? Das kann Dir ja ganz gleich sein; jedenfalls bin ich nicht der, für den Du mich gehalten hast. Und nun bleib' hübsch ruhig da liegen, bis ich mit der Plünderung fertig bin. Dann wirst Du mich auch sofort los.“

Er ließ sie liegen und machte sich nun daran, Risten und Kasten aufzuziehen und deren Inhalt durchzuwühlen. Mit der Geschicklichkeit eines Menschen, der an solche Arbeit gewöhnt ist, brach er Schloßer auf, hob Riegel hoch und sagte die Eharniere von Schrank-

thüren aus, — nichts hielt seinen fixen und kräftigen Händen Stand, mit Ausdauer und Geschid überwand er jeden Widerstand; aber seine „Arbeit“ war auch von Erfolg gekrönt, denn er fand reiche Beute, und nicht nur Goldsachen und Juwelen, sondern auch bares Geld in ziemlicher Menge, so daß sich diese kleine Anstrengung immerhin als sehr lohnend erwies.

Als er die Umschau für vollendet erachtete, packte er Alles geschid zusammen, machte ein kleines, ganz harmlos aussehendes Paketchen daraus und ging dann zurück in das Speisezimmer, wo die arme Lotte noch immer sich vergeblich bemühte, die Fesseln zu lösen. „So mein Schatz“, sagte er lächelnd, „nun muß ich Dich verlassen. Wir werden uns nun Adieu für immer sagen müssen, denn daß Du jetzt noch darauf bestehen wirst, mich zu heiraten, das darf ich doch wohl kaum annehmen. Ich wünsche Dir also viel Glück auf Deinen ferneren Lebenswegen, und wenn Du Dir wieder einmal einen Bräutigam aussuchst, wirst Du wohl ein wenig vorsichtiger sein, — er hob sein Paketchen, winkte ihr noch einmal mit schadenstrohem Lächeln zu und schritt dann nach der Thür.

In diesem Augenblick erschien die Freundin Bertha in der Thür des Fremdenzimmers; sie hielt einen kleinen Revolver in der Hand, zielte auf den Gauner und sagte mit fester, energischer Stimme: „Halt! Noch einen Schritt und ich schieße Sie nieder.“

Der Spitzbube war so betroffen, daß er einen Augenblick rathlos dastand; dann, um zunächst der Waffe zu entkommen, trat er ein paar Schritte zurück, so daß er das andere Zimmer erreichte. Kaum war er aber dort eingetreten, als das mutige junge Mädchen sofort die Thür zuwarf und verschloß. Alles das Wert einer Minute.

Nun war der Dieb gefangen. Das Zimmer hatte nur den einen Ausgang und aus dem Fenster konnte er nicht fliehen, weil die Wohnung im zweiten Stock lag. Jetzt lief das junge Mädchen an's Fenster, ließ ein Pfeisensignal ertönen, und im gleichen Augenblick erschienen unten auf der Straße einige Polizeibeamte, die in das Haus eilten und die Treppenhauptstürmen.

Zwei Minuten später war der überlistete Gauner in Fesseln und wurde abgeführt. Und nun ertt machte sich das junge Mädchen daran, der armen Lotte, welche mehr todt als lebendig war, die Fesseln zu lösen. „O, wie danke ich Dir! Das werde ich Dir nie vergessen!“ Mit schluchzender Stimme sank die befreite Lotte der Anderen an die Brust.

Das junge Mädchen aber tröstete sie und sprach: „Ich bin Geheimpolizistin, und ich habe mich zu der Komödie hergegeben, weil es meinen Ehrgeiz lockte, diesen höchst gefährlichen Spitzbuben zu fangen, dem die Behörde schon lange vergeblich nachsucht. Deshalb habe ich damals jenes Balltotal besucht, wo wir uns kennen lernten, und da ich sah, daß der Gauner mit Ihnen betannt war, machte auch ich mich mit Ihnen bekannt. Seit der Zeit habe ich Sie Beide stets im Auge gefaßt, und ich wußte, daß Sie heute den galanten Werbtrecher empfangen würden und vermaßte, daß er heute den Diebstahl hier ausführen würde. Danken Sie Gott, daß Sie diesmal mit dem blaffen Schred davon gekommen sind und machen Sie in Zukunft nicht wieder so leichtsinnige Streiche, wenn Ihre Herrschaft nicht daheim ist.“ Damit ging sie.

Als Lotte allein war, begriff sie erst Alles. Und nun freute sie sich wirklich, daß sie so mit dem blühen Schreden davon gekommen war, dann aber kam auch ein Gefühl des Mitleids und der Traurigkeit in ihr auf, denn sie hatte diesen Mann, der sie betrogen, doch recht gern gehabt.

Der Schußengel.

Erzählung aus dem Spanischen. Von Don Pedro A. de Alarcón.

1. Am 1. Mai kommen die Schwaben. So sagt man in Spanien, so lange die Welt besteht. Aber was bisher noch Niemand gesagt hat und ich aus voller Ueberzeugung festhalten kann, ist, daß die Schwaben noch niemals an einem schöneren Tage ihre Kester wieder aufgesucht haben, als am 1. Mai des Jahres 1814. Aber das herliche Frühlingswetter war nicht das einzige an diesem unvergeßlichen Tage. Seit kaum vierzehn Tagen herrschte nach sechsjährigem, wühenden Kampf Friede in Spanien. Der Freiheitskrieg, dessen Helde unsere Väter waren, hatte sein Ende erreicht. Napoleons Generale waren mit ihren Truppen geflohen; schon gab es auf'ren ganzen Halbinsel nicht einen einzigen fremden Soldaten mehr.

2. In jenem Tage traten ein hübscher Bursche und ein schönes Mädchen, ein einfacher und geschmackvoller Kleidung aus der Kirche von St. Domingo in Tarragona, wo sie soeben getraut worden waren. Der Priester, der ihnen den Segen erttheilt hatte, begleitete sie und schritt

so froh und glücklich zwischen den Beiden einher, als ob sie ihm ihr Glück zu danken hätten. Und sie verdanten ihm wahrlich viel. Clara und Manuel, so hießen die beiden jungen Leute, hatten beide ihre Angehörigen am 28. Juni 1811 verloren, an jenem Tage, da der General Suchet Tarragona im Sturm genommen hatte. Ausgung des 1813er Feldzuges kam Manuel wieder in die Stadt. Mehr als die Hälfte der Bewohner von Tarragona war umgekommen, so daß der arme Bewasfle, der zurückgekehrt war, um sein Haus und seine Güter zu suchen und sie den armen unglücklichen Frauen anzubieten, nicht genügend legitimirt werden konnte, um sein Recht auf die Erbschaft seiner Väter geltend zu machen.

In der zerstörten Stadt erschien damals jener ehrbare Priester, mit dem wir Manuel wiederfinden, und den er seit der Geburt kannte, denn er war seit vielen Jahren Priester dieser Gemeinde, hatte Manuel getauft und ihm den ersten Unterricht erttheilt. Dank seiner glaubwürdigen Aussage wurde der Künigling, welcher beinahe zum Bettler geworden wäre, am nächsten Tage ein reicher Mann.

Wenige Wochen später vollzog sich seine Ehe mit Clara. „Wohin wollt Ihr, Kinder? Sagt mir, um was es sich handelt“, fragte der Priester an der Kirchenthüre. „Wir haben Ihnen ein Geheimniß mitzutheilen“, sagte Clara niederergeschlagen. „Ein Geheimniß — mir? ... Warum habt Ihr es mir denn nicht heute Morgen gebedichtet?“

„Aber, Herr Pfarrer“, entgegnete Manuel tiefersicht, „unser Geheimniß ist keine Sünde.“ „So, so, das ist etwas Anderes. Laßt mich hören.“ „Sprich Du“, sagte Clara zu ihrem Gatten. Dieser beschränkte sich darauf, hinzuzufügen: „Ach nein, kommen Sie nur, wir wollen bei diesem herrlichen Wetter einen Spaziergang machen, und an dem was sich zugetragen hat.“

„An welchem Ort?“ „Kommen Sie nur, sagte Clara, ihn am Arm fortziehend. Der Pfarrer beeilte sich, dem Wunsch der Beiden zu entsprechen, und so wanderten sie zusammen aus den Thoren der Stadt. Nachdem sie einige tausend Schritt zurückgelegt und an die Ufer des Francoli gelangt waren, blieb Manuel stehen und sagte: „Hier war es!“ „Nein, nein“, erwiderte Clara, „noch weiter.“ „Ja, wirklich, es war in jener Buche, wo jetzt eine Frau zusammengekauert sitzt.“

„O still, jene Frau ist meine Mutter.“ „Wie, Deine Mutter?“ „Gewiß, ... es ist kein Zweifel! Sie ging auch heute wieder Morgens aus dem Hause, ohne zu erlauben, daß man sie begleitete, und sehr nur, wie weil es mit der Armen gekommen ist. Sie wundern sich wohl nicht darüber, Herr Pfarrer, denn Sie wissen, daß die Unglückliche wahnsinnig ist. In jener entsetzlichen Nacht hat sie ihren Verstand verloren.“

Anzweifeln hatten sich die drei Personen jener Frau genähert, welche am Ufer des Flußes hockte, die Augen starr auf das Wasser gerichtet. Sie war eine ehrwürdige Wairone mit ersten, abgebarnten Haaren, schwarzen Augen und weißem, wolkendem Haar, eine echte Katalonierin. „Was für ein schöner Tag, Mutter“, sagte Clara sie umarmend. „O Kind, was für eine entsetzliche Nacht“, antwortete die arme Wahnsinnige. „Und nun hören Sie, Herr Pfarrer, wie sich alles zugetragen hat“, sagte Manuel.

„Hier“, fuhr er fort, während er auf den Fluß zeigte, „in diesen Wellen, welche seit fünf Jahren so viel Blut hinweggespült haben, ruht ein fünfzehn Monate ältes Opfer der spanischen Unabhängigkeit, ... dem diese beiden Herzen, welche Sie für immer vereint haben, Leben und Glück verdanken.“

„Sie wissen, Herr Pfarrer, was für ein trauriger Tag der 28. Juni 1811 für Tarragona war, trotzdem Sie selbst Gefangener waren und das Gend in der Stadt nicht haben. Sie haben nicht, wie fünftausend Spanier in zehn Stunden starben, wie Häuser und Kirchen in Klammern aufgingen, wie schwache und hilflose Frauen gemordet wurden! Sie haben nicht, wie Raub und Trunkenheit, Leidenschaft und Gemegel aufeinander folgten. Sie haben nicht eine der größten Heldenthaten des Welteroberers, des Halbgothtes Napoleons!“

„Ich sah das alles!“ „An der rechten Hand der Wund und daher kampfunfähig, floh ich in das Haus von Claras Mutter. Clara stand, ängstlich um mein Leben besorgt, bleich und zitternd auf dem Balkon, und jauchzte auf, als sie mich auf der Straße erblickte. Ich trat ein; aber schon hatten meine Verfolger sie gesehen. — Und sie war so schön!“

„Mit rohem Gelächter und brutalen Gescherre begrüßten sie die Schöne. Einen Augenblick später stürzte un-Arglöhben der Feinde zusammen. Wir waren verloren!“ Clara's Mutter, welche das unglückliche Kind in ihren Armen hielt, das nun sank im Bette dieses Flußes schlummert, floh mit uns in die Ci-

sterne des Hauses, welche sehr tief, und da es schon seit Monaten nicht mehr geteget hatte, völlig trocken war. — Jene Cisterne, welche etwa acht Quadratmeter Flächeninhalt hatte und nach oben hin immer schmaler wurde, vertieft sich in unterirdischen Abflutungen und bildete so eine Art Brunnenrohr, welches ungefähr in der Mitte des Sees mündete, wo an seinem Ufer der ein eiserner Flaschenzug hing, vermittelst dessen das Wasser in zwei Gefäßen geschöpft wurde.

Miquel, so hieß das kleine Kind, war ein Bruder Claras und der jüngste Franzosen zur Wittwe gemacht hatten. In jener Cisterne konnten wir uns alle vier bequem bergen, und so waren wir gerettet. — Kein Mensch fönte ahnen, daß wir uns an diesem Ort versteckt hatten, noch auch, daß dieser Ort überhaupt existierte! Von oben gesehen, erschien die Cisterne wie ein einfacher Brunnen. Die Franzosen glaubten, daß wir über das Dach des Hauses geflüchtet seien.

Ja, ... wir waren gerettet! Da hörten wir plötzlich, daß die Franzosen halb verdurftet versuchten, Wasser aus dem Brunnen zu schöpfen, in dem wir uns befanden. Sie werden sich denken können, Herr Pfarrer, in welcher fürchterlicher Todesangst wir in jenem Augenblick schwelerten!

Wir brühten uns alle in eine Ecke, während sie das Gefäß so tief hinunterließen, daß es auf den Boden fiel. Wir wagten kaum zu athmen. Der Eimer schnellte wieder hinauf. „Der Brunnen ist trocken!“ riefen die Franzosen aus. „Weiter oben wirds Wasser geben!“ fügte ein anderer hinzu. „Nun gehen sie!“ dachten Clara, ihre Mutter und ich. „Wenn sie hier unten drin wären!“ rief einer in katalonischer Sprache. „Es war ein Ueberläufer, Herr Pfarrer, ein Spanier verrieth uns!“

„Wie dumm!“ antwortete der Franzose. „Sie hätten sich unmöglich so rasch herunterlassen können.“ „Du hast Recht“, sagte der Ueberläufer. Stellen Sie sich unter entsetzliches Schwoanen zwischen Furcht und Hoffnung vor, während wir dies Gespräch hörten. Von den Winkeln aus, in denen wir uns versteckt hielten, sahen wir die Schatten ihrer Köpfe in dem hellen Schein, den die Brunnenöffnung in den Keller warf, hin und her huschen. In diesem Augenblick fing Miquel an zu weinen.

Aber kaum hatte er den ersten Schrei ausgeflohen, als seine Mutter die Stimme, welche uns verrathen sollte, auch schon dadurch zu ertkennen versuchte, daß sie das zarte Kind fest gegen ihre Brust drückte. „Habt Ihr's gehört?“ schrie einer dort oben. „Nein!“ antwortete ein anderer. „Laßt uns horchen“, sagte der Ueberläufer. So vergingen drei fürchterliche Minuten.

Miquel kämpfte noch mit dem Weinen ... und je mehr seine Mutter ihn drückte, desto unruhiger wurde das Kind. „Aber man hörte auch nicht den leisesten Schrei mehr.“ „s wird das Echo gewesen sein!“ riefen die Franzosen aus, sich langsam entfernend. „Das kann sein, bestätigte der Ueberläufer. Sie gingen dem Ausgang des Hofes zu, während das Klirren ihrer Säbel und das Rärmen ihrer Tritte noch lange widerhallte. Die Gefahr ist vorüber! Miquel weinte nicht mehr ... Er war todt!

„Herr Pfarrer, Herr Pfarrer!“ schrie Claras Mutter, Manuel unterbrechend, plötzlich auf. „Sagen Sie, daß es nicht wahr ist! Ich habe mein Kind nicht getödtet, sie haben es ungebracht. Ach, Herr Pfarrer, vergeben Sie mir, ich bin keine schlechte Mutter, ich bin wahnsinnig geworden um mein Kind, um meinen Sohn! Ich bin keine schlechte Mutter!“

„Herr Pfarrer!“ sagte Clara, „wir haben Sie hierher geführt, damit Sie das Wasser steuen, welches den Leichnam meines kleinen Brubers trägt. Die Gefahr ließ uns keine Zeit ihn zu betrauen.“

„Nicht wahr, Herr Pfarrer, Miquel wird doch im Himmel sein?“ fragte Manuel mit thränenreicher Stimme. „Ja, meine Kinder“, sagte der Priester, „ich gebe Euch die Versicherung im Namen Gottes und des Vaterlandes! Und Du, meine Schwester, weine nicht mehr!“ fuhr er fort, sich zu der alten Mutter wendend. „Gott segne das Martyrium, welches Du leistest, wie ich jetzt dies unschuldige Kind segne, welches es Dir auferlegt. Am Himmel wirst Du Dein Kind wiederfinden, Ihr, die Ihr Euch liebt, vergeht nicht, daß Ihr Euer Mädel ertant hat mit der Qual anderer. Seid hilfsbereit für Euerer Rächten!“

So sprach der Pfarrer, im Glanz der Frühlingssonne, inmitten blühender Blumen, dem frühlichen Sama der Bäume, und pante die Füßchen des Francoli, in denen das unglückliche Kind, der kleine Schußengel der ganzen Familie, ruht.